Breslauer Beobachter.

№ 46. Ein Unterhaltungs-Blatt für alle Stände. 1847.

Sonntag, den 21. März.

Dreizehnter Jahrgang.

Der Breslauer Beobachter erscheint wöchentlich viermal, **Dienstags, Donnerstags, Sonnabends** u. **Sonntags**, zu dem Preise von **Vier** Pfg. die Nummer, oder wöchentlich für 4 Nummern **Einen** Sgr. **Vier** Pfg., und wird für diesen Preis durch die beauftragten Colporteure abgeliefert.

Insertionsgebühren für die gespaltene Zeile oder deren Raum nur 6 Pfg.



Jede Buchhandlung und die damit beauftragten Commissionaire in der Provinz besorgen dieses Blatt bei wöchentlicher Ablieferung zu 20 Sgr. das Quartal von 52 Nrn., sowie alle Königl. Post-Anstalten bei wöchentlich viermaliger Versendung zu 22½ Sgr. Einzelne Nummern kosten 1 Sgr.

Annahme der Inserate für Breslauer Beobachter bis 5 Uhr Abends.

Redacteur: Heinrich Richter. Expedition: Buchhandlung von Heinrich Richter, Albrechtsstraße Nr. 6.

Gabriel Lambert.

(Fortsetzung.)

Was wollen wir machen? fragte ich.

— Wir müssen ihn ins Verderben rennen lassen, wenn es nicht bereits geschehen ist.

— Hört, begann ich wieder, verschafft mir von meinem Vater die Erlaubniß, wieder auf vierzehn Tage Eure Schwester zu besuchen.

— Und dann?

— Und dann will auch ich nach Paris gehen.

Er schüttelte den Kopf und murmelte zwischen den Zähnen: Unnütze Reisen, glaube mir, unnütze Reisen.

— Vielleicht.

— Wenn mir noch irgend eine Hoffnung bliebe, glaubst Du, ich wäre nicht schon fort! Uebrigens wissen wir ja seine Wohnung nicht; wie sollen wir ihn auffinden, ohne uns bei der Polizei nach ihm zu erkundigen. Und wenn wir uns dort erkundigen, wer weiß was geschieht!

— Ich weiß ein Mittel, antwortete ich.

— Ihn aufzufinden?

— Ja.

— So gehe denn! Vielleicht hat Dir der liebe Gott den Gedanken eingegeben. Brauchst Du etwas?

— Ich brauche nur die Erlaubniß meines Vaters. Weiter nichts.

Noch denselben Tag wurde die Erlaubniß verlangt und erhalten, obgleich mit größerer Schwierigkeit als das erste Mal. Seit einiger Zeit war mein Vater kränklich und ich selbst fühlte, daß die Zeite schlecht gewählt sei, ihn zu verlassen; doch mich trieb ein gewisses Etwas fort, das stärker war als mein Wille.

9.

Das Straußermädchen.

Drei Tage darauf reiste ich ab. Mein Vater glaubte, ich ging nach Caen, nur Thomas Lambert und der Pfarrer wußten, daß ich nach Paris ging. Ich kam durch das Dorf, wo mein Kind war, und ich nahm es mit mir. Ich thörichtes Mädchen. Ich bedachte nicht, daß ich allein schon zu viel war!

Am zweiten Tage darauf, kam ich nach Paris. Ich suchte die Straße des Vieux-Augustins auf und das Hotel de Venise. Es war das einzige Gasthaus, dessen Namen ich kannte. Hier war er abgestiegen, hierher hatte ich ihm geschrieben.

Hier erkundigte ich mich nach ihm. Man erinnerte sich seiner vollkommen. Er hatte immer eingeschlossen in seinem Zimmer gelebt und unaufhörlich an einem Kupferstiche gearbeitet, man wußte nicht, woran. Man erinnerte sich auch noch sehr wohl, daß, einige Zeit nach seinem Abzuge aus dem Hotel, ein Mann von ungefähr funfzig Jahren, dem Aeußern nach ein Bauer, gekommen sei und dieselbe Frage wie ich ihnen vorgelegt habe.

Ich erkundigte mich, wo die Oper sei. Man bezeichnete mir den Weg, den ich nehmen müsse und ich betrat zum ersten Male die Straßen von Paris.

Der Plan, den ich mir ausgedacht hatte, war folgender. Gabriel besuchte die Oper; ich wollte vor dem Opernhause alle Wagen erwarten, die hier halten würden. Wenn Gabriel aus einem derselben stieg, mußte ich ihn gewiß erkennen, dann wollte ich den Diener nach seiner Adresse fragen und den folgenden Tag an ihn schreiben, und ihm sagen, daß ich in Paris sei und ihn bitten, ihn sehen zu dürfen.

Noch an demselben Abend, wo ich angekommen war, brachte ich meinen Plan in Ausführung. Am Dienstag sind es acht Tage gewesen. Ich wußte nicht, daß nur Montags, Donnerstags und Sonnabends Oper ist.

Ich merkte daher vergeblich auf die Oeffnung des Hauses. Ich fragte nach der Ursache dieser Einsamkeit und Dunkelheit und erfuhr, daß erst am nächsten Tage wieder eine Vorstellung sein würde.

Ich kehrte in mein Hotel zurück und blieb daselbst den ganzen folgenden Tag allein mit meinem Kinde. Ich hatte es so selten gesehen, daß ich ganz glücklich über meine Einsamkeit war. Unbekannt, wie ich in Paris war, wagte ich wenigstens hier, Mutter zu sein.

Der Abend kam und ich ging von neuem aus. Ich glaubte, ich könne unter der Vorhalle warten, aber die Stadtdiener erlaubten mir es nicht. Ich sah mehrere andere Frauen frei umhergehen; und fragte, warum ihnen erlaubt wäre, was mir versagt sei. Man sagte mir, das seien Straußermädchen.

Mitten unter diesem Streite waren mehrere Wagen angekommen, aber ich konnte die nicht sehen, die herausstiegen. Vielleicht war Gabriel darunter. Es war ein verlorener Abend, ich mußte noch zwei Tage warten. Ich ergab mich darein und kehrte mit einem neuen Plan in mein Hotel zurück; nämlich, am zweiten Tage darauf wollte ich ein Bouquet in jede Hand nehmen und mich für ein Straußermädchen ausgeben.

Ich kaufte Blumen, machte meine zwei Bouquets daraus und stellte mich auf meinen Posten. Diesmal ließ man mich frei herumgehen. Ich näherte mich jedem Wagen, der ankam und betrachtete aufmerksam die Personen, die herausstiegen. Es war fast neun Uhr und Jedermann schien bereits angekommen zu sein, als noch ein Wagen vorfuhr und in meiner Nähe anhielt. Durch die Oeffnung des Wagenschlags glaubte ich Gabriel zu erkennen.

Mein ganzer Körper zitterte so heftig, daß ich mich gegen einen Eckstein lehnte, um nicht zu fallen. Der Diener öffnete den Schlag. Ein junger Mann, der Gabriel ähnlich sah, stieg heraus. Ich machte einen Schritt gegen ihn, fühlte aber, daß ich in Gefahr sei, auf das Pflaster niederzusinken.

Um welche Zeit? fragte der Kutscher.

— Halb zwölf Uhr! sagte er, schnell die Stufen aufsteigend. Und er verschwand in der Vorhalle, während der Wagen im Galopp davonjagte.

Es war sein Gesicht, seine Stimme; aber wie konnte dieser junge elegante Mann mit dem vornehmen Wesen der arme Gabriel sein? Die Metamorphose schien ganz unmöglich. Und doch erkannte ich an der Aufregung, die ich empfand, daß es kein Anderer sein konnte als er.

Ich wartete. Es schlug halb zwölf Uhr. Die Menge fing an, die Oper zu verlassen, jetzt fuhren auch die Wagen einer nach dem andern vor.

Eine Gruppe, die aus einem Manne von ungefähr funfzig Jahren, einem jungen Manne und zwei Damen bestand, näherte sich einem der Wagen. Der junge Mann war Gabriel, er gab der älteren der beiden Damen den Arm; die Jüngere schien mir sehr reizend. Doch er stieg nicht mit ihnen in den Wagen. Er begleitete sie nur bis an den Wagentritt, grüßte sie darauf, trat einige Schritte zurück und wartete auf den Stufen bis sein Wagen herankam.

Ich hatte also volle Zeit, ihn zu betrachten und behielt keinen Zweifel mehr, daß er es war. Er gab lebhafte Zeichen der Ungeduld und als der Kutscher vorfuhr, schalt er ihn, daß er ihn habe fünf Minuten warten lassen.

War das wirklich der demüthige, schüchterne Gabriel, das Kind, das ich gegen andere Kinder beschützt hatte!

Wohin befehlen der Herr Baron, fragte der Lakai, indem er die Wagenthür zudrückte.

— Nach Hause, sagte Gabriel.

Der Wagen rollte sogleich davon, erreichte den Boulevard und wandte sich rechts. Ich kehrte in mein Hôtel zurück, ohne zu wissen, ob ich wachte oder träumte und zuweilen mir wirklich einbildend, ich wäre gesehen, sei nur ein Traum.

Am zweiten Tage darauf wiederholte sich dieselbe Sache; doch diesmal wartete ich die Abfahrt des Wagens nicht am Opernhause, sondern an der Ecke der Straße Lepelletier ab. Der Wagen kam einige Minuten vor Mitternacht an mir vorbei; er rollte einige Zeit den Boulevard entlang, und bog dann in die zweite Straße zu meiner Rechten ein. Ich ging bis zu dieser Straße, um zu

wissen, welchen Namen sie führte. Es war die Straße Taitbout. Zwei Tage später wartete ich an der Ecke der Straße Taitbout. Auf diese Weise dachte ich, sollte es mir gelingen den Ort zu bemerken, wo der Wagen anhielt.

Und wirklich, der Wagen fuhr in das Haus Nr. 11. ein, ein sicheres Zeichen, daß er daselbst wohne.

(Fortsetzung folgt.)

Der Spieler.

Eine Erzählung aus dem Leben eines französischen Polizeibeamten.

(Beschluß.)

„Die ganze Geschichte ist doch durch diesen verdammten Hasenfuß veranlaßt, sonst würden wir an diesem verdammten Unsinne gar nicht Theil genommen haben,“ sagte der Kapitän, — „sacré!“

„Nun, Sie sollen sehen, daß wir im nächsten Monate an einem schönen Morgen nach Brest oder Toulon werden reisen müssen,“ sagte der Graf de Lille mit der großen Kaltblütigkeit.

„Bei Gott! — da will ich doch lieber sterben!“ rief der Kapitän und riß sich mit wahrer Löwenstärke aus meinen Armen los, zog ein Pistol aus der Tasche, feuerte es auf mich ab, und stürzte dann mit Blitzesschnelle aus dem Zimmer. Alles war so schnell geschehen, daß ich noch nicht zur Besinnung kommen konnte, nachdem die Kugel schon an meinem Ohre vorbeigepfiffen war.

Meine Wuth war unbeschreiblich und meine Kameraden überhäuften mich mit Vorwürfen. Es war indessen für den Augenblick nichts zu machen, und wir führten unsere Gefangenen nach dem Wachthause.

Nachdem das Verhör vollendet war, eilte ich wieder nach meiner Wohnung, um einige Augenblicke Ruhe zu genießen.

Früh am Morgen um sieben Uhr erhob ich mich schon wieder, legte bürgerliche Kleidung an, und eilte in den westlichen Theil von Paris.

Nach Verlauf von drei Viertelstunden hatte ich das Haus der Frau von Arlay erreicht. Ich schritt langsam die Treppe hinan — mit zitternder Hand zog ich die Glocke — und eilte dann mit unbeschreiblicher Angst in Emiliens Zimmer. Ihre Augen waren ganz roth vom Weinen, ihr schönes Haar lag nachlässig auf den Schultern. — Als sie mich erblickte, erhob sie sich mit großer Hast, und schien Etwas sagen zu wollen — aber ihre Zunge versagte ihr den Dienst.

„Frau von Arlay,“ redete ich sie an, „haben Sie irgend eine Nachricht von Ihrem Gatten erhalten?“

Sie schüttelte verneinend das Haupt, und sank auf das Sopha.

Mein Antlitz ließ sie wahrscheinlich etwas Schlimmes ahnen.

„Sie sahen ihn gestern nicht, oder war es der Fall, so folgte er sicherlich Ihrem Rathe nicht.“

„Ich habe ihn gar nicht gesehen,“ sagte sie sehr langsam, „ich habe ihn vergebens überall aufgesucht. — Wissen Sie etwas in Beziehung auf ihn — o ich bitte! — quälen Sie mich doch nicht so lange — und lassen Sie mich das Schlimmste erfahren.“

„Ihr Gatte“ — sagte ich stockend, — „ist gestern Abend wirklich im Palais Royal gewesen.“

„O Himmel! — Reden Sie doch — lebt er noch?“ —

„Ja, er lebt — aber“ — —

„Nun? — — O reden Sie doch! — Ich beschwöre Sie! — Ich habe Kraft genug, um Alles zu hören.“ — —

„Ihr Gatte ist in ein verbrecherisches Unternehmen verwickelt,“ sagte ich, nachdem ich bemerkte, daß es vergebens war, die Sache länger zu verheimlichen.

Ein langer — lauter Schrei entwand sich ihren Lippen, und hätte ich sie nicht aufgefangen, so würde sie zu Boden gesunken sein. Ich rief einige ihrer Leute ins Zimmer, und sagte ihnen, daß ich schlechte Nachrichten in Bezug auf ihren Gatten gebracht hätte, da ich dies für zweckmäßiger gehalten, als wenn die Zeitungen ihr die Kunde mitgetheilt, oder irgend eine Magistratsperson gekommen wäre, welche vielleicht mit gefühlloser Kälte sie von dem furchtbaren Ereigniß in Kenntniß gesetzt hätte. Hierauf entfernte ich mich und eilte zu Herrn Vidocq. „Kann ich wohl eine ganz kurze Audienz bei dem Herrn Präsidenten haben?“ fragte ich den Diener.

„Treten Sie nur herein.“

„Wie heißen Sie?“ fragte Vidocq ziemlich ernst.

„Dumont, zu Befehl.“

„Ich habe Sie schon seit einer Stunde erwartet.“

„Mich?“ fragte ich erstaunt, weil ich mir nicht bewußt war, irgend einer menschlichen Seele meine Absicht mitgetheilt zu haben.

„Ja wohl!“ sagte Vidocq mit triumphirendem Lächeln. „Sie haben den Kapitän Bellois gestern Abend entkommen lassen — und ohne meine Hilfe würdet Ihr Gensd'armen sein Versteck nicht entdecken. — Ich konnte deshalb mit Bestimmtheit auf Ihren Besuch rechnen. O Dumont — Dumont! — Sie lachten gestern Abend mit Lioneul über mich, und nun bedürfen Sie doch meiner Hilfe.“

„Wenn ich irgend etwas Unehrerbietiges gesagt habe,“ — fuhr ich noch erstaunter fort — „so thut es mir leid“ — —

„O nein, mein Lieber, ich bin das schon gewohnt, man redet oft ganz seltsam von mir — und ich weiß, daß Sie auch nur über des Sekretairs Scherze lächelten; Sie würden auch vielleicht Thränen vergossen haben, wenn er geweint hätte, das ist einmal so der Welt Lauf! — aber um wieder auf den Kapitän zu kommen — Ihr Ansehen hängt davon ab, daß Sie seiner wieder habhaft werden — nicht wahr?“

„Allerdings!“ sagte ich. — „Sie kennen meine Handlungen wie meine Gedanken.“

„Nun denn,“ entgegnete er, indem er den Blick auf einige Papiere warf, — er muß im Marais sein, in der Rue Chalot — Nr. 7. — bei einer Mamsell Letour — da werden Sie ihn finden! Eilen Sie schnell hin, Sie werden ihn schon fangen.“

Erfreut über den glücklichen Erfolg meines Besuchs, eilte ich fort nach der bezeichneten Straße.

„Wohnt hier eine Mademoiselle Letour?“ fragte ich den Portier.

„Halb Acht!“ war die Antwort.

Ich wiederholte nun meine Frage um so lauter.

„Haha — ja ganz recht — Sie werden schon Gesellschaft finden.“

Ich wartete jetzt keinen Augenblick mehr. Die Nachricht des Portiers überzeugte mich völlig, daß ich meinen Mann finden würde, und ich eilte deshalb schnell herauf, und klopfte an die erste Thür der langen Gallerie. Ein verdächtiges Geräusch des Riegels überzeugte mich, daß hier nicht Alles richtig sein müsse. Ich öffnete die Thür mit Gewalt.

„Wahrhaftig!“ sagte Mademoiselle Letour, denn sie mußte es nothwendig sein, „das ist doch ein starkes Stück, auf diese Weise bei einem sittsamen Mädchen in's Zimmer zu dringen.“

„Ich habe wahrscheinlich Ihren Schlaf gestört,“ sagte ich mit ironischem Lächeln, indem ich meine Blicke im Zimmer umherwarf; „aber ich glaube, Sie sind wohl verheirathet — ich muß Sie wohl Madam nennen?“

„O rühren Sie ihn um Gottes Willen nicht an, er ist sehr krank,“ sagte sie mit scheußlichem Lächeln.

„Ich möchte ihm nur einen Augenblick ins Gesicht sehen,“ sagte ich und zog die Bettvorhänge auseinander, wo ich den hochherzigen Kapitain entdeckte. Er machte nicht die geringste Miene, davon zu kommen, und ich bat ihn, sich schnell als möglich anzukleiden. —

In wenigen Minuten war dies geschehen, und ich führte ihn sogleich in das nächste Polizeihaus, indem ich ihm sagte, daß ich ihn sogleich todtschießen würde, wenn er es versuchte, mir zu entlaufen.

Nach sechs Wochen etwa wurden die Gefangenen vor die Assisen gebracht; die Jury sprach das: „Schuldig“ und der Kapitän wurde auf zehn Jahre nach den Galeeren geschickt, der Graf und d'Arlay auf fünf Jahre.

Wenige Tage nach der Abführung der Gefangenen nach Brest, wurde der entseelte Körper Emiliens in die Morgue gebracht.

Beobachtungen.

Arbeit und Wohlthun.

Die Bedürfnisse des Menschen wachsen mit der Cultur; die Cultur muß wiederum für die Befriedigung der Bedürfnisse sorgen. Doch warum ist dies nicht immer, warum sogar so selten der Fall, warum steigt mit der Cultur die Armuth? Sie steigt nur mit der falschen Cultur. Die falsche Cultur nur macht träg zur Arbeit, gierig nach Genüssen; die echte verstärkt und erhöht den Fleiß und weiht die durch Fleiß erworbenen Genüsse erst recht. Aber die alte Noth ist einmal da; sie wird in unseren Tagen immer himmelschreiender: was sollen wir thun, um ihr abzuhelfen? Eine radikale Heilung versuchen. Doch wie? Ein Aufsatz des trefflichen „Magdeburger Wochenblatts“ gibt über diese Frage ein Gutachten, dem jeder Besonnene seine Zustimmung geben wird; möchte nur auch überall practisch Hand an's Werk gelegt werden. „Bis zu Ende des vorigen Jahrhunderts,“ lesen wir dort, „bestand noch das System des Wohlthuns, was keine eigentlich große That von dem Besitzenden erforderte und nur als That bei dem Scherflein der Wittwe angerechnet werden kann. Sehen wir aber auf die Wirkungen des Wohlthuns, so sind diese sehr geringfügig zu nennen für den moralischen und socialen Fortschritt. Wenn auch dadurch dem augenblicklichen Mangel abgeholfen, der Hunger gestillt, die Blöße bedeckt, der Schmerz gelindert wurde: so geschah doch dadurch nichts, damit dieselbe Noth nicht nach kurzer Zeit wiederkehrte. — Im Mittelalter und in der darauf folgenden Zeit zeichnete man sich durch Wohlthun aus, indem man dies für ein wesentliches Kennzeichen eines guten Christen hielt. Gewiß sehr viele sahen es auch für eine in den Himmel fördernde That an und waren selbstsüchtig genug, durch das Wohlthun gegen Hülfsbedürftige nur sich selbst wohlthun zu wollen. Abgesehen aber von dieser Schuldsucht; angenommen dagegen: alle Wohlthätigkeit sei nur objectiv, sei nur mit Bedacht auf die zu helfende Person geschehen, so muß man doch den vergangenen Jahrhunderten jede Einsicht und jedes Verständniß dessen absprechen, was eigentlich die Noth, der Jammer und das Elend des Armen sei — des Armen, den die Klöster und Kirchen ihre Spenden reichten, für dessen Pflege man Spitäler, Kranken- und Waisenhäuser errichtete, zu dessen Unterhalte Steuern und immer schwerere Steuern dem Besitzenden aufgebürdet wurden. Wir wollen solche Denkmale des Wohlthuns und der christlichen Liebe keineswegs tadeln; im Gegentheil, wir zollen ihnen unsere volle Anerkennung; — aber wurde durch solches Wohlthun das Warten auf fremde Hülfe nicht befördert? Verlor sich im Einzelnen nicht das Selbstvertrauen auf eigene Kraft und das Bedürfniß, thätig zu sein? Mußte nicht die Scham, ohne sein Zuthun sich

kleiden, sich füttern zu lassen, in dem Armen erlöschen und seine Unbildung aus Mangel an Reiz und zwingenden Umständen zur Vervollkommnung immer noch zunehmen? Mußte nicht das bloße oft begriff- und gemüthlose Geben und das oft eben so stumpfköpfige, gleichgültige Empfangen des Uebel in steigendem Fortschritt vergrößern? Mußte endlich mit den wachsenden Bettlerschaaren unserer modernen Welt nicht auch die Neigung immer mehr Raum gewinnen, den Armen als ein unausrottbares Uebel, als einen unvertilgbaren Schmarotzer des gesellschaftlichen Körpers zu betrachten, der sonst ohne ihn völlig gesund sei?

Man sollte vielmehr der Noth und dem Jammer radikal entgegentreten, sie mit der Wurzel auszurotten suchen, damit sie sich nicht wiederholten. Man gebe dem Armen Arbeit, lohnende Arbeit, und setze ihn durch Erziehung in den Stand, so viel zu lernen, daß er sich selbst Unterhalt verschaffen könne. Der Quell alles Elends, aller Armuth, aller Roheit ist nicht in einer stiefmütterlichen Ungleichheit der Natur zu suchen; auch nicht in einer Unfähigkeit der Einzelnen, sondern in einem Zurückbleiben einer Menge von Menschen in dem selbstlosen und ohnmächtigen Zustande der Unbildung und der daraus entspringenden Arbeitsunfähigkeit und der von dieser wiederum herzuleitenden Abhängigkeit vom Zufalle und von andern Menschen. Der ungebildete sieht die Trägheit, das gedanken- und thatlose Pflanzenleben für das Ideal menschlichen Lebens an. Und doch ist es die Arbeit, wodurch sich der Mensch vom Thiere unterscheidet. Kein Thier arbeitet, d. h. verwendet seine Kräfte selbstbewußt zu etwas Nützlichem; dem Menschen aber ist die Arbeit, das Produciren, das selbstbewußte Hervorbringen, Verfertigen wesentlich.

Laßt uns also gegen die Unwissenheit, die Unbildung zu Felde ziehen; denn diese ist es, welche zunächst die Hülflosigkeit erzeugt. Sie gebiert das Ungeschick zu allen Beschäftigungen, zu denen die Einübung, die Gewöhnung fehlt. Kommt dazu Mangel an roher Handarbeit, und vielleicht noch physisches Unvermögen, sie zu verrichten, so ist die Noth da, aber in den meisten Fällen auch die Hülfe der Gesellschaft. Um Almosen wird gebeten und es wird gereicht, die erflehte Unterstützung wird gewährt. Ist vorher noch moralisches Selbstgefühl da gewesen, so wird es überwunden, indem man sich zum Bitten entschließt; durchs Betteln wird es gänzlich vernichtet. Welchen edlen Menschen beschleicht nicht bei der Freude des Gebens auch eine schmerzliche Wehmuth!

Ist aber das Opfer des Besitzenden für den Besitzlosen immer zulänglich? Kann es das sein? Vertilgt es etwa die Wurzel, aus welcher die Noth stammt? Diese kommt wieder und mit ihr das Bitten und Geben; ja auch die Versuchung, diese Qual des Daseins mit Eins durch ein Vergehen, wohl gar Verbrechen zu heben. Nun tritt die Gesellschaft ganz anders gegen ihn auf. Sie sieht ihn als ihren Feind, als den Feind ihres Bestehens an; sie ergreift, fesselt, entehrt ihn, beraubt ihn der Freiheit. Wir reden von dem Armen, den die Entbehrung, die Noth zum Vergehen verleitet — nicht von dem systematischen Bösewicht. Ist jener nun bestraft, steht es dann etwas besser mit ihm? Ist er nun tüchtiger zur Arbeit, fähiger zum Verkehre geworden — oder ist er nicht ganz davon ausgeschlossen? Hat das Gefängniß ihn gebessert — oder ist er nicht durch Umgang mit Verbrechern gesunken im moralischen Werth? Wird er dankbar gegen die Gesellschaft zurückkehren — oder nicht vielmehr mit Groll erfüllt, als ihr erklärter, selbstbewußter Feind? Kann die Gesellschaft einen solchen Zustand fortbestehen lassen? Muß sie nicht um ihres eigenen Wohles willen auf eine Reform dieser Zustände denken und zwar auf eine bis an die Wurzel greifende? Will man den Schutt, der über den geselligen Bau liegt, nicht hinwegräumen und die Festigkeit der Grundmauer prüfen?

Nicht anders geht dies, als daß wir durch Bildung zur Arbeit diesen neuen Grund legen. Sie wird den Unglücklichen unabhängig vom Zufall, unabhängig von der Laune Anderer machen, wird ihm ein wahrhaftes, nachhaltiges Selbstgefühl einflößen, wird ihn mit der heiteren Zuversicht erfüllen: wie die Gesellschaft auch auf ihn rechne, wie auch er in irgend einer Beziehung ihr unentbehrlich sei.

Deshalb ist auch das alte System der Wohlthätigkeit ganz aufzugeben. Durch dasselbe wird nur ein Mittel cultivirt, die schon so trostlose Lage der Culturvölker immer noch trostloser zu machen. All' die großen Summen, die von uns ohne Unterlaß zu wohlthätigen Zwecken gefordert, und von uns fleißig und reichlich für Nothleidende zusammengebracht werden; alle die Millionen, welche auf dem öffentlichen Armen-Etat der Länder stehen, und außerdem noch durch wohlthätige Privathände gespendet werden: sind und bleiben nur Palliative, nur Mittel für den Augenblick. Das Uebel bleibt, wächst alljährlich, und erheischt immer größere Hülfe. Das Leiden wird nur verlängert, darum ist das Verfahren des bloßen Schenkens verwerflich, obgleich niemanden verwehrt werden mag, auch so den Leidenden zu helfen.

Wir müssen aber gründlicher zu Werke gehen; wir müssen von vorn herein zu verhüten suchen, daß es überhaupt Arme giebt, die einem solchen Grade von Hülflosigkeit erliegen. Es handelt sich um ein Princip, um einen feststehenden Grundsatz, die Armuth, den Pauperismus eben so gründlich als human aufzuheben.

Die Sittlichkeit der Arbeit selbst, die innere Nothwendigkeit derselben für die Freiheit, ist das wahrhafte Princip, einen mehr befriedigenden Zustand der Gesellschaft herbeizuführen. Der Müßiggänger muß als der Unsittliche gelten, mag er sein, wer er will. Die Verpflichtung zur Arbeit ist eine Allen gemeinsame. Wird sie dafür gehalten, und durch die Macht der öffentlichen Meinung ihr moralische Folgen gegeben, dann verschwindet der falsche Traum, der gar nicht arbeitenden, sondern nur genießenden Nichtsthuer von der besten Welt ihrer Müßiggängerei, aber eben so auch der Druck, die Trübseligkeit der Aussicht der nur arbeitenden und gar nicht genießenden Heloten. Nicht mehr giebt es dann in der menschlichen Gesellschaft zwei Theile: Arbeitende und Genießende, wie im Bienenstocke nur Arbeitsbienen und Drohnen. Die mit Verstand und Wohlwollen angelegte Organisation der Arbeit hat alsdann den schönen Segen einer wahrhaften Muße, eines echten Genusses für Alle von selbst zur Folge. Von Neid ist keine Spur mehr. Der Besitzt häuft sich nicht mehr unverhältnißmäßig in Einer Hand; er gleicht sich aus, und mit dieser Ausgleichung verschwindet die Versuchung zum Betrug und Diebstahl. Die Gerechtigkeit, die Seele eines jeden Gemeinwesens, genügt sich, und die Arbeit, da sie, wenn sie mit Freiheit vollbracht wird, nicht als ein unvermeidlicher Zwang mit Unwillen und Widerstreben gegen sich erfüllt, die Arbeit wird selbst zum Genuß. Alsdann weicht die Entsittlichung der Gesellschaft zu einem Pöbel. Die Gesinnungslosigkeit, der thierische Egoismus, die Verwahrlosung, die Entmenschung, die physische Vernichtung eines Theiles der Gesellschaft hört auf. Sowohl der besitzlose Pöbel mit seiner Rohheit, Unwissenheit, Gewissenlosigkeit und Bestialität, als der vornehme und reiche Pöbel mit seiner Frivolität wird absorbirt."

Zur Warnung.

Viele in unserm Publikum mögen noch der Meinung sein, daß jene Künstler oder Handwerker, welche ihren Betriebsgenossen durch billigere Preise gewisse Arbeiten entreissen, auch überhaupt und bei jedem Auftrage so sehr billige Preise stellen. Dies ist nicht der Fall. Eine Arbeit unter jeder Bedingung an sich zu ziehen, nur, um sie zu haben, und sollte auch dabei kaum das Salz in die Suppe verdient werden, zeugt von einer seltenen Habgier. Habgierige Menschen aber dringen keine Opfer, wenn sie nicht auf einer andern Seite sie doppelt oder dreifach wieder zu gewinnen wüßten. Dafür, daß sie nun an einer Arbeit verlieren, prellen sie bei einer andern Arbeit den ersten besten Kunde, daß diesem die Augen übergehen; gegen den Einen sind sie also außergewöhnlich billig, gegen einen Zweiten und Dritten im höchsten Grade unverschämt. Die bei ihnen in Arbeit stehenden Leute werden nur lediglich mit den billigen Preisen bekannt gemacht, damit man einen Grund habe, ihnen schlechtes Lohn zu bieten; von den hohen Preisen, die der resp. Prinzipal oder Meister aber hier und dort seinen Committenten und Kunden stellt, schweigt derselbe natürlich, und dieser Umstand trägt viel dazu bei, den falschen Ruf einer allgemeinen Billigkeit zu verbreiten.

Besonders ist dies Alles der Fall bei solchen Künsten oder Handwerken, deren Produkte keine im Publikum bekannte Taxe haben, oder die überhaupt nicht genau, ja von Manchen gar nicht geschätzt werden können, so daß der Geprellte oft noch glaubt, er sei billig behandelt, weil er ja seine Sache bei einem als billig bekannten Mann bestellt habe.

Man traue also solchen Hechten nicht, die mit ihren billigen Preisen so großes Geschrei erheben, und welche hier und dort die Preise so auffallend heruntenbringen!!

Miszellen.

Ganz London ergötzt sich an einem halben Dutzend neuer Caricaturen des unerschöpflichen H. B. Zwei derselben sind besonders geistreich. Die Königin und Prinz Albert stehen vor einem Käfig in einer Menagerie; der „brittische Löwe" liegt höchst behaglich hinter den Eisenbarren und scheint die Welt um sich her in dem Genusse eines großen Knochens zu vergessen, auf welchem man die Worte „Freetrade" liest. Vergebens neckt ihn der Thierbändiger, welcher Lord Palmerston's bekannte Züge geborgt hat, mit seiner Stange; der Knochen hat, wie der Wärter den Zuschauern erklärt, die Bestie so zahm gemacht, das sie lange gestoßen sein will, ehe sie wild wird, ungeachtet die Stange mit den Zetteln „Spanische Heirathen" und „Krakau" beklebt ist. — Die zweite Nummer, zeigt Herrn Guizot und den Marquis von Normanby in vertraulicher Unterredung, während ein wohlbekanntes Haupt in Birnform hinter einer spanischen Wand hervorschielt. „Aber Sie sagten ja," ruft der Gesandte, „daß die Vermählungen nicht gleichzeitig stattfinden sollten!" — „Gewiß," antwortet Hr. Guizot mit unerschütterlicher Kaltblütigkeit; „die Königin wird zuerst getraut." Die Antwort hat den Botschafter electrisirt, während Louis Philipp über das Wortspiel wie über einen capitalen Spaß sich den Bauch ausschütten will.

Wie das „Frankfurter Conversationsblatt" meldet, ist der erste Komiker der Welt, mit Namen Carotti, aus Venedig in Wien angekommen. Derselbe soll mit seinen Gesichtsmuskeln einen ganzen Seesturm darstellen können, die Nase erscheint als Schiff auf dem Meere, durch die Bewegung der Backen bezeichnet er die Wellen, mit dem Munde heult er den Sturm und ahmt den Donner nach, und mit den Augen malt er die Blitze.

München. Der Capellmeister Lachner hat aus Brüssel — Spitzen bekommen? rufen unsere Leserinnen — o nein, viel etwas Werthvolleres — das Diplom als Ehrenmitglied der dortigen Akademie.

Uebersicht der am 21. März 1847 predigenden Herren Geistlichen.

Evangelische Kirchen.

St. Elisabeth. Frühpr.: Diac. Pietsch, $5\frac{1}{2}$ U.
Amtspr.: Sen. Girth, $8\frac{1}{4}$ U.
Nachmittagspr.: Diac. Hilse, 1 U.
St. Maria Magdalena. Frühpr.: Diac. Schmeidler, $5\frac{1}{2}$ U.
Amtspr.: Diac. Weiß, $8\frac{1}{2}$ U.
Nachmittagspr.: Sen. Berndt, $1\frac{1}{4}$ U.
St. Bernhardin. Frühpr.: Sen. Krause, $5\frac{1}{2}$ U.
Amtspr.: Diac. Dietrich, $8\frac{1}{2}$ U.
Nachmittagspr.: G. S. Tusche, $1\frac{1}{2}$ U.
Hofkirche. Amtspr.: Past. Suckow, 9 U.
Nachmittagspr.: Cand. Meusel, 2 U.
11,000 Jungfrauen. Amtspr.: Past. Letzner, 9 U.
Nachmittagspr.: Ein Candidat, $1\frac{1}{2}$ U.
St. Barbara. Amtspr. f. d. Milit. Gem.: Div. Pred. Rhode, $9\frac{1}{2}$ U.
St. Barbara. Amtspr. f. d. Civ. Gem.: Eccl. Kutta, 7 U.
Nachmittagspr.: Pred. Knüttell, $12\frac{1}{2}$ U.
Krankenhospital. Amtspr.: Pred. Dondorff, 9 U.
St. Christophori. Amtspr.: Cand. Rembowski, 8 U.
Nachmittagspr.: Past. Stäubler, (Betracht.) 1 U.
St. Trinitatis. Amtspred.: Pred. Ritter, $8\frac{1}{2}$ U.
St. Salvator. Amtspr.: Pred. Kiepert, $7\frac{1}{2}$ U.
Nachmittagspr.: Eccl. Laffert, $12\frac{1}{2}$ U.
Armenhaus. Amtspr.: Pred. Jäkel, 9 U.

Katholische Kirchen.

St. Johann. (Dom.) Amtspr.: Canon. Dr. Förster.
St. Maria. (Sandkirche.) Amtspr.: Cur. Bargander.
Nachmittagspr.: Capl. Lorinser.
St. Vincenz.: Frühpr.: Cur. Scholz.
Amtspr.: Pfarrer Bendier.
St. Dorothea. Frühpr.: Cur. Pantke.
Amtspr.: Pfarrer Jammer.
St. Adalbert. Amtspr.: Cur. Kammhoff.
Nachmittagspred.: Capl. Aulich.
St. Matthias. Frühpr.: Capl. Purschke.
Amtspr.: Pfarrer Hoffmann.
St. Corpus Christi. Amtspr.: Capl. Bittner.
St. Mauritius. Amtspr.: Pfarrer Dr. Hoffmann.
St. Michael. Amtspr.: Pfarrer Seliger.
St. Anton. Amtspr.: Cur. Peschke.
Kreuzkirche. Frühpr.: Ein Alumnus.

Christkatholischer Gottesdienst.

St. Bernhardin. Amtspred.: Pred. Hofferichter, 11 U.
Im Armenhause. Nachmittagspr.: Pred. Vogtherr, 3 U.

Allgemeiner Anzeiger.

Insertionsgebühren für die gespaltene Zeile oder deren Raum nur 6 Pfennige.

Theater-Repertoir.

Sonntag den 21. März: **„Die Hugenotten.“** Große Oper mit Tanz in 5 Akten. Musik von Meyerbeer. (Königin, Madame Küchenmeister. Valentine, Demoiselle Garrigues.)

Vermischte Anzeigen.

Eine neue Mangel mit eichenem Gestelle steht billig zu verkaufen **Wallstraße Nr. 6**, beim

Zimmermann **Hoffmann.**

Ammerbachers Salon,
früher Menzel's Wintergarten,

Sonntag den 21. März:

Großes Concert.
Entrée 1 Sgr.

Echte schwarze Taffte und französische Tücher, beides zu Confirmationen, so wie Meubles- und Gardienen-Stoffe in allen Nüancen empfing und offerirt zum bevorstehenden Wohnungswechsel.

Mein neues Geschäftslokal übernehme ich in einigen Tagen, und um bis dahin noch zu räumen, verkaufe ich ältere wollene Kleiderstoffe, Umschlagetücher und Cattune zu bedeutend herabgesetzten Preisen.

A. Weisler,
Schweidnitzerstraße Nr. 1.

Einem hochgeehrten Publikum empfehle ich mich alle Arten Wäsche zu trocknen, und bitte ich meinen Trocknenplatz recht zahlreich besuchen zu wollen. Ich garantiere, daß auf meinem Trockenplatz keine Wäsche bestaubt wird und verspreche die schnellste Bedienung.

Louise Pätzolt,
(Nikolaithor) Neue Kirchstraße Nr. 8.

Wein-Etiquettes

in den verschiedenen Sorten Rhein-, Ungar- und französischen Weine in Preisen von 3 Sgr. bis 2 Rthl. pro 100 vorräthig in größter Auswahl bei

Heinrich Richter,
Papier-, Schreib-, Zeichnen- und Malermaterialien-Handlung,
Albrechts-Straße Nr. 6.

Vom 1. April d. J. ab befindet sich meine Kleiderhandlung nicht mehr wie früher Ohlauer-Straße Nr. 75, sondern **Ohlauer-Straße Nr. 82.**

Jonas Fränkel.

Mieths-Contracte, pro Buch 20 Sgr., pro Bogen 1 Sgr.
Vorladungs-Formulare für Schiedsmänner, pro Buch 8 Sgr., pro Bogen 6 Pf.
Liquidations-Formulare, pro Buch 10 Sgr., pro Bogen 6 Pf.
Prima- und Sola-Wechsel, Anweisungen, Quittungen, Accreditive, Dispositions- und Valuten-Scheine, pro 100 12 Sgr.
Connaissemente, pro 100 15 Sgr.
Rechnungen in fol., 4., und 8. von 10 — 12 Sgr. pro 100
Frachtbriefe, 10 — 12 Sgr. pro 100
empfiehlt zu geneigter Abnahme

die Papier-, Schreib-, Zeichnen- und Maler-Materialien-Handlung
von

Heinrich Richter,
Albrechts-Straße Nr. 6.

Für Lithographische Anstalten, Buch- und Kupfer-Druckereien:

Carton, weiß und bunt in den verschiedenen Güten von 1 1/2 Rthlr. pro Buch, 2 Sgr. pro Bogen an.
Glacée Papiere, weiß und bunt von 18 Sgr. pro Buch, 1 Sgr. pro Bogen an.
Sammt-Papiere, weiß 1 Rthlr. pro Buch, 1 1/2 Sgr. pro Bogen,
" " bunt von 10 Sgr. pro Buch, 6 Pf. pro Bogen an.
Ultramarin-Papiere, einfach und doppelt gefärbt,
" Carton,
Carmin-Stahlblau-Glanz-Papiere,
Kupferdruck-Papiere in verschiedenen Größen,
Zeichnen-Federn, Bleistifte, Pergament ꝛc.
empfiehlt in größter Auswahl

Heinrich Richter,
Papier-, Schreib-, Zeichnen- und Maler-Materialien-Handlung,
Albrechts-Straße Nr. 6.

Maschinendruck und Papier von Heinrich Richter, Albrechtsstraße Nr. 6.